

zu ihm: „Woher kommst du?“ Er antwortete und sprach: „Ich habe die Erde durchzogen.“ Und der Herr sprach zu ihm: „Hast du auch meinen Knecht Job bemerkt, der seinesgleichen nicht hat auf Erden, der Gott fürchtete und sich vom Bösen fernhält?“ Mit trockenem Spott erwiderte Satan: „Dient denn Job dir umsonst? Hast du ihn nicht wie mit einem Walle umgeben und sein Besitztum geeignet?“

Ja, der Herr Teufel muß selber gestehen und anerkennen, daß alle, die Gott dienen, von ihrem Herrn gut bezahlt und fürstlich belohnt werden.

Vielleicht daß du ein Mädelin findest in diesem Wein und mir entgegenhaltest: „Was Sie da sagen Herr Kurapfarrer, ist alles schön und recht, aber es will doch nicht ganz stimmen. Auch ich bin bemüht, Gott zu dienen, habe weder gemordet noch gestohlen, noch geraubt, habe viel gebetet und mich tüchtig abgeschunden. Und nun habe ich Krankheit auf Krankheit, kann nichts verdienen, muß Schulden machen, habe meinen Sohn im Felde verloren.“

Freund, wenn du ein wackerer Gottesdiener bist, wirst du nicht über ein solches Steinchen stolpern. Demütig wirst du gestehen, daß du gerade kein Engel bist und mannigfaltig Gott beleidigt hast, wenn auch nur im Kleinen, und daß du eine Züchtigung wohl verdient hast und gerade darin einen Beweis der göttlichen Zuneigung erblicken darfst. Denn, sagt die hl. Schrift, wenn Gott lieb hat, den züchtigt er.

Laß dich niemals den Dienst Gottes gereuen; er behandelt dich als Hochzeitsgast, wenn du nur in reinem Gewande erscheinst und aufrichtig seinen Willen erfüllst. Er deckt dir den Tisch mit der zeitlichen Nahrung, er reicht dir sein eigen Fleisch und Blut, er verzeiht dir deine Sünden, er tröstet dich im Leiden und er sichert dir einen Platz im Himmel. Halte dich an die Lebensregel, die der gute Tobias seinem Sohne mitgab: „Wir führen zwar ein armes Leben, aber wir werden viel Gutes haben, wenn wir Gott fürchten und die Sünde meiden.“ (Tob. 4, 23.) Der Kurapfarrer.

Aus dem Kalender der Woche.

Sanct Kallistus.

Jedes Volk ehrt seinen Helden. In Wort und Tat werden ihre Großtaten gepriesen, und gar oft schöpft in Zeiten schwerer Bedrängnis und harter Knechtschaft das niedergebeugte Volk aus ihrem leuchtenden Vorbild neue Kraft und neue Begeisterung, so daß es das drückende Joch der Feinde in heißem Kampf abwarf und zu goldener Freiheit sich durchrang.

Auch das christliche Volk hat seine Helden und zwar die ungeheure Zahl der Blutzeugen, die unerschrocken für ihren Glauben an den Selbsterlöser und Leben dahingaben zur Befestigung dieses Heiligtums. Aus dieser Reihe von Vorbildern blickt die Christenheit, wenn sie Feinde ringsum erblickt die, sonst verschiedener Meinung, die noch eintig sind im Kampfe gegen die allzeitwärtige Sünde des Gotteslohnes, um sie vom Angesichte der Erde zu vertilgen. Aus dem Beispiele der Märtyrer schöpfen in diesem ausgedehnten Kampfe die treuen Bekenner Christi neuen Mut und neues Vertrauen, das sie bestärkt, auszuhalten bis zu ihrem letzten Atemzuge in jenem Glauben, auf den sie einst getauft wurden. Der Spott und Hohn den ihnen die gotteslose Welt zuweilen werden läßt, ist ja eine kleine Prüfung im Vergleich zu den Qualen, die den heiligen Märtyrern ihres Glaubens wegen bereitet wurden. Und dieser Gedanke tröstet Trost in die Herzen aller jener Christen, die wegen ihres Festhaltens am angeerbten Glauben Verfolgungen aller Art zu erdulden haben. Und dieser Trost tut wahrhaftig in unserer Zeit not. —

Das Fest eines der oben erwähnten christlichen Helden begeht die Kirche am 14. Oktober. Da steht im Kalender der Name Kallistus oder Kallix-

stus I. Dieser regierte die Kirche als Papst vom Jahre 218 bis 222. Unter der Christenverfolgung des Kaisers Alexander Severus wurde er nach langer und qualvoller Einferkung aus dem Fenster seines Gefängnisses gestürzt und sein Leichnam in einen Brunnen geworfen, später aber von den Christen ehrenvoll beigelegt. Nach diesem Blutzeugen ist eine große unterirdische Begräbnisstätte (Katakomba) in Rom benannt (Coemeterium Callisti), welche an der berühmten Appischen Straße gelegen ist. Er war nämlich Vorsteher dieses unterirdischen Gottesdienst- und Bestattungsraumes, bevor er Papst wurde. Die meisten Kompilger besuchen diese von den Trappisten bewohnte, 5 Stockwerke (22 Meter) tiefe Katakomba. In ihr ruht der Leichnam der heiligen Cäcilia, ferner neun Päpste.

Welche Behmut mag den Besucher dieser Grabgewölbe, die er bei Fackelschein durchwandert, erschauern! Also hierher mußten sich die einen heiligmäßigen Lebenswandel führenden erste Christen zurückziehen, um ihren Gottesdienst feiern zu können! Oben auf der Erde, die der Schöpfer für alle seine Kinder geschaffen, gab es für sie keinen Platz, wo sie ungestört hätten zusammenkommen und die Handlungen ihres Glaubens verrichten können. Doch auch hier galt: Durch Nacht zum Licht! Aus dem Dunkel der modrigen Gräfte stieg die Kirche feierlich hervor an die Helle des Tages. Und sie besteht heute noch, ihre Widersacher von damals aber sind versunken und vergessen.

Ob im Laufe ihrer fast 2000 jährigen Geschichte hat die Kirche wieder eine Katakombenzeit erlebt, aber gerade wie damals ist auch noch immer wieder die Erhebung gefolgt. Auch in unseren Tagen waren die Neuheiden eifrig am Werke, die Kirche zurückzudrängen aus dem öffentlichen Leben. Mit den Waffen des Geistes hat man sie bekämpft und auch vor Gewalttaten und blutigen Angriffen ist man nicht zurückgeblieben. Unter den Schrecken des Krieges sind diese Strömungen und Bestrebungen zusammengebrochen. Gebe Gott, daß sie nicht wieder aufleben, wenn die Gefahr vorüber ist. Was aber auch kommen mag, wir verzagen nicht, was der Herr unsterblich geschaffen, wie seine Kirche, das kann wohl bedrängt und bedrückt werden, aber niemals untergehen. Der Kalenderschreiber.

Kasernen-Abendstunden.

„Katholiken vortreten! — Herr Garnisonspfarrrer wird jetzt Vortrag halten.“

Die nicht katholischen Rekruten der Kompagnie treten ab. Die katholischen rücken über den staubigen Kasernenhof zum Kasino.

Dinnen sitzen die von den übrigen Kompagnien schon, in Reih und Glied, in starrer Haltung trotz der weitausgedehnten Felddienstübung des heinen Nachmittags. Mit Ausnahme der eingewogenen Handwerker sind's Freiwillige, erklärte der Aufsicht führende Feldwebel. Dort drüben mit den bleigelassenen Brillen drei Universitätsstudenten: Philologen, die jetzt in Frankreich neuere Sprachen studieren können! Da Oberprimaner, denen man noch die Freude über die glückliche Lösung der schwierigen Frage des Abiturientenexamens ansehen kann. Daneben ein Klosterbruder aus dem nahen Kloster. Hier vorn mit zarten Fingern S. fundaner und junge Kaufleute. Und der Alte dort? Ein Schumacher, der sich nicht abwerfen ließ. Und dort der kleinste des Regiments, unser „Bubi“, ein Bayer, der um seinen gestern abgerückten besten Freund trauert, sonst ein wackerer Kerl. Die meisten sind Studenten.

Am Schenktische wird's ruhig. Vom Perkrantropf noch das edle Raß sprühend auf die Messingplatte. Aufgestapelte Zigarettenstücken träumen über die Hohlheit irdischen Daseins. Eine angezeichnete Blockwurst wendet sich ärgerlich zu den Wicksdosen, die ihre helle Freude an dem roten Kostüm des riesenhaften Damers nicht verbergen können, und stößt sie krachend über den Haufen. Das Schalter fliegt zu. Ein Keiseremann balanciert wackelig seinen Kaffeelöffel zur Tür hinaus.

„Meine lieben Freunde!“ Der stellvertretende Garnison-Pfarrer beginnt seinen Vortrag. Die jungen Augen schauen auf — ein fremdes Wort in dieser Welt des Kommandotones. Warm steigt's an's Herz heran. „Der Krieg hat euch zusammengerufen aus allen Ständen, aus allen Gauen. Ein einzig Volk von Brüdern, voll heiliger Begeisterung. Bald werdet ihr vor dem Feinde stehen. Manches hoffnungsvolles Leben wird zerstört. Nicht alle kehren wieder. Aber eure Liebe zum Vaterlande ist stärker . . .“

Dort an der Wand zieht der letzte Sonnenstrahl über ein Bild des Schlachtfeldes von Mars-la-Tour, wo die Tapfersten des Regiments fielen. In langer Reihe grüßen Preußens Könige von den Bänden . . . und er spricht von den Pflichten des Soldaten, weist hin auf den Fahnenreißer, mit dem sie Leib und Leben dem obersten Kriegsherrn geweiht, „daß ich meinem allergnädigsten Landesherrn zu Lande und zu Wasser und in der Luft, in Kriegs- und in Friedenszeiten und an welchen Orten es immer sei, treu und redlich dienen, allerhöchsteren Nutzen und Bestes befördern, Schaden und Nachteil aber abwenden will . . . so wahr mir Gott helfe und sein heiliges Evangelium.“

Und zuletzt eine warme Mahnung: „Beten müßt ihr!“ Vor einer Stunde sei er im Lazarett gewesen; da läge ein Bayer, von einem Granatschuß furchtbar zerrissen. Die Ärzte staueten über seine Geduld. Auf die Frage, wie er die Schmerzen so mutig ertrage, habe er mit der unverwundeten Rechten ein kleines Kreuzifix von der Brust gezogen: „Der hilft!“ Kein Laut im Saale. Hier und da tastet verstoßen eine Hand an die Brust; da liegt ein Skapulier, eine Medaille, von der Mutter daheim mitgegeben.

Der Vortrag ist aus. Es war eine Wohltat für die braven Soldaten; eine geistige Nahrung, die sie oft einbrachten. Einer kommt und fragt: „Wann wird die nächste Abendstunde sein?“ „In acht Tagen.“ Er freut sich jetzt schon darauf. Der eine und andere drückt noch dankbar die Hand: der Klosterbruder, ein Mitglied des Grottenvereins, ein Student. Ein Jüngling grüßt seinen früheren Präses.

Am Schenktische wird's wieder lebendig. Vom Kasernenhofe drängen die Rekruten mit leeren Kübeln herein, und draußen wird Kommissbrot verteilt.

Der Gottesglaube im Kriege.

Die „Aufzeichnungen aus meinem Leben“, ein umfangreiches Werk von General Krafft zu Hohenlohe-Ingelfingen berichtet folgendes: Derselbe kommt in mehrere im deutsch-französischen Krieg der Jahre 1870/71 eine Division, die am 18. August 1870 die entscheidende Schlacht von Gravelotte-St. Privat mitzumachen hatte. Vor Eintritt in die Schlacht wurde die Division aufgestellt, um die Generalabsolution des Feldpredigers entgegenzunehmen.

General Hohenlohe, ein Protestant, und, wie er selbst sagte, in religiösen Dingen sehr tolerant gesinnt, schildert diesen Moment in folgender Weise:

„Die feierlichste Zeremonie ist in ihrem Eindrucke nichts gegen das Erscheinen eines Predigers in seinem einfachen, langen Priestertock zu Pferde vor den Truppen, die im Begriffe sind, dem Tod ins Angesicht zu schauen. Und als er gar die Hände erhob und die Vergebung der Sünden verkündete, da kniete alles nieder und nahm die Absolution gläubig an, ob Katholik oder Protestant, ob Jude oder Christ. Kommt her, dachte ich mir, Ihr Christen und Nationalisten, Ihr Darwinisten und Materialisten, schaut auch dem Tod ins Angesicht und versucht es, für euch und für die Masse der Krieger Trost und Kraft zu finden in den Worten: „Im Anfang war der Kohlenstoff.“ Ihr werdet in solchen Augenblicken gerade wie Deins auf dem Sterbebette befennen, es sei doch möglich, daß es einen Gott gebe, Ihr werdet an der Wirkung der Worte des Predigers sehen, daß der Gottesglaube eine Wirklichkeit, eine gewaltige Macht ist.“

Heilige Kommunion eines Wachtposten vor Lüttich.

Ein Schwerverwundeter, der inzwischen seinen Leiden erlegen ist und den Heldentod fürs Vaterland starb, berichtete über eine rechte Kriegskommunion.

Wenige Tage nach der Mobilmachung rückten wir vor Lüttich. Ich mußte in der Nacht auf Wache ziehen und stand an einsamer Stelle. Da bemerkte ich, wie eine Gestalt sich mir nähert. Ich reiße das Gewehr herunter zum Anschlag! „Halt wer da!“ Die Gestalt bleibt stehen. „Losung!“ Die richtige Losung wird gegeben. „Kann passieren.“ Da kommt die Gestalt auf mich zu: ein Priester! „Sind Sie katholisch?“ fragt er mich — „Ja.“ — „Wollen Sie kommunionieren?“ — „Mit Freuden! Aber wann?“ — „Jetzt gleich.“

Meine Beichte war bald fertig. Ich hatte ja eben am Mobilmachungstage — es war der Herz-Jesu-Sonntag des Männer-Apostolates — die heilige Kommunion empfangen. Jetzt kommunionierte ich noch einmal. Und es war gut. Wenige Stunden später standen wir im bestigsten Feuer. Das Andenken an die Kommunionfeier der Nacht gab mir besonderen Mut. Von einer Kugel schwer verwundet, sank ich nieder. Wie gut, daß ich kurz vorher den Heiland empfangen.

Mobilmachung.

Eine Erinnerung.

(Nachdruck verboten.)

Er steht noch deutlich vor mir, der alte Hanjörg! Alt war er und sein Haar hing ihm in langen Strähnen um den Kopf. Das Alter und die harte Zeit hatten tiefe Furchen in sein bartloses Gesicht gerissen, die grauen Augen aber konnten ausleuchten, daß man es merkte, in ihm steckte noch im Alter frisches Feuer. Nun war er fast gelähmt und konnte nicht mehr schaffen. Das war ihm leid genug, da ihn sein Sohn, der Schuster, mit dem er zusammenwohnte, nicht gut behandelte, weil er kein Geld außer der Rente in den Haushalt brachte.

Es war in den Zeiten der Marokkokrise, da auch ein Fragen und ein Sorgen durch's Vaterland ging; namentlich dort an der Westgrenze richteten sich sorgenvoll die Blicke nach dem unruhigen Nachbarn jenseits der Vogesen. Damals besuchte ich den Alten einmal, und ganz natürlich sprachen wir auch von dem Einste der Zeit. „Geht's los?“ so fragte jeder

„Mobilmachung“, erzählte der Alte, „ich hab' sie dreimal mitgemacht; 64 66 und 70, da weiß ich, was das heißt. Am schlimmsten war's noch 66.

„Weshalb denn?“ fragte ich, da ging es doch so schnell vorüber.

„Ei deshalb nicht“, erwiderte Hanjörg. „Aber für uns war's so schlimm.“

Ich brauchte nicht mehr viel zu fragen, da erzählte er:

Damals hatte ich gerade das Häuschen gebaut, und die ersten Zieher (Katen) mußten wir bezahlen. Verdienst gab es nicht so viel wie heute. Ich ging als Waldarbeiter und bestellte nebenbei das bißchen Land, das meine Frau mitgebracht hatte. Das mußte freilich die Annegriet machen, die war damals in den besten Jahren und konnte zupacken wie ein Mann.

„Das sieht man ihr noch an, die ist noch immer tüchtig bei der Arbeit“, sagte ich.

„Das ist nichts mehr, Sie hätten sie früher sehen sollen, das war ein kräftiges Weibsbild.“

„Wie ging's denn nun damals!“ mußte ich erinnern, damit der Alte von den Lobeserhebungen seiner Frau abkam.

„Ach ja. Damals hatte ich also die ersten 30 Taler für das Haus zusammen. Wir hatten treu gespart. Und als der Meister Tiele die kriegte, war er froh. Viel blieb nun nicht mehr übrig. Gerade noch 2 Taler, da kam mit einem Male die Säredensnachricht. Es geht los! Wir hatten auf dem Dorf ja keine Ahnung. 'ne Zeitung, die kriegte nur der Schullehrer, und der Vorsteher das Kreisblatt. Der las es aber nicht; wie sollten wir Bauern dafür Zeit haben! Da brachte also eines Morgens der Vorsteher die Eimberung! In 2 Tagen in Koblenz sein! Und fort von Haus! Die Annegriet allein! Der Peter der lange, wissen Sie, der war erst

drei Monate alt und der Krumme — so nannte er den ältesten Sohn, weil er infolge eines Falles ein krumm geheiltes Knie hatte, der konnte eben wieder mit seinem krummen Bein laufen. Die Annegriet, die jammerte und weinte, und mir ging's auch recht nahe; ober was war zu machen? Der König rief, wir mußten folgen. Den ersten Tag ging ich wie geschlagen herum. Ich ging zum reichen Matthes und sagte, er sollte mir 5 Taler leihen für meine Frau, damit sie einen Notgroschen hätte. Der sagt, er hätte nichts. Ich will's ja abverdienen, wenn ich wiederkomme, versprach ich. Er lautete schlau und versicherte, er hätte die letzten Taler für den neuen Oaken bezahlt. Ich wußte, er hatte nur Angst, er kriegt's nicht wieder, der Grißtragen.

„Das war nicht schön von ihm!“ bestätigte ich. „Nu ja“, er ist ja auch arm gestorben, seine Söhne haben alles durchgebracht“, sagte Hanjörg wie beruhigend. „No, am Abend saß ich bei der Annegriet, die wieder heulte. Wo soll ich Geld für Mehl herkrischer? Wir haben nichts mehr Hanjörg! Und dabei auch kein Verdienst! Da klopfte es an Türe, und herein kam der Lehrer. Der grüßte uns ganz freundlich und dann sagte er: „Hanjörg, Ihr müßt auch mit.“ Da fing die Annegriet noch lauter an zu heulen. Der Schullehrer tröstete sie und sagte: „Macht Euch doch keine Sorgen, liebe Frau, im Dorf ist noch keiner verhungert. Und wir sorgen schon für Euch!“

Das wußten wir, daß der Lehrer hielt, was er versprach. Und die Frau wurde etwas stiller.

Am anderen Morgen packte ich meine Sachen. Die Annegriet holte das letzte Stück Speck aus dem Rauchfang. Sie schnitt mir eine Ede ab. Ich wollt's nicht, aber sie sagte: „Das tut dir gut zu dem harten Brot!“ Dann nahm ich meinen Geldbeutel. Zwei Taler waren drin. Den einen gab ich der Frau zum Notgroschen, den andern tat ich in den Brustbeutel, damit ich doch auch etwas hätte.

Nun leb wohl, Annegriet, sagte ich, und sich mir auf die Buben und die Bläß! Die gibt jetzt gute Milch, da habt ihr etwas dran. Und dann denk daran: der alte Gott lebt noch.

Mit den zwölf andern aus dem Dorf zog ich ab, und unten am Rhein gab's Gesellschaft. Da kamen die reichen Bauernsöhne vom Hundsrück. Die hatten Taler in der Tasche. Im ersten Dorf da wollten sie einkehren. Ich ging nicht mit. Wir tat das Geld zu leid. Am Weg setzte ich mich auf 'nen Stein und aß mein Butterbrot. Da rief mich der Philipp vom Brückhof herein, ich sollt doch auch ein Glas Wein trinken, und dann ging es weiter.

Der Philipp war ein guter Kerl, und ich hatte oft auf dem Hofe bei seinem Vater geholfen in der Ernte. Dann erzählte ich, wie's uns daheim ging, und als er hörte, wie's mit der Annegriet war, gab wir die letzten Taler geteilt hatten, da griff er in die Tasche und drückte mir zwei Taler in die Hand. Ich wollt's nicht nehmen, aber er sagte, sein Vater wird ihm wieder etwas schicken, wenn er es brauche, und er sei auch mein Kamerad. Da nahm ich's gern.

Wir mußten bis Koblenz zu Fuß und wurden eingekleidet. Dann kam ein Ruhetag und dann der Sonntag; am Sonntag sollten wir ausrücken. Da rat ich meinen Hauptmann um Urlaub. Ich konnte mit dem Schiffe leicht nach Hause fahren und am Abend wieder da sein. Den Urlaub gab er mir.

So fuhr ich denn ganz früh wieder den Rhein herauf. Auf dem Schiffe waren allerlei Leute; auch ein General mit seiner Frau. Ich saß so an einer Seite und dachte an zu Hause. Da redete die feine Dame mich an und fragte, wohin ich wolle. Ich erzählte ihr von Hause, und sie fragte, ob ich Frau und Kinder hätte. Jawohl, sagte ich. Dann wollte sie wissen, wer denn für sie sorgte.

Das muß meine Frau tun, erwiderte ich. Da kam auch der General herbei und fragte, wer ich wäre, und dann sagte die Frau, es sei doch schwer für mich, die Frau und die Kinder allein zu lassen. Ich sagte: Die stehen unter Gottes Hut, und ich komme gerne, wenn der König ruft. Da klopfte mir der General auf die Schulter und rief: Bravo, mein Sohn! Da hat Er recht. So denkt ein rechter Preuße. Dann gingen sie beide. In B. mußte ich aussteigen. Ich grüßte stramm und wollte vorübergehen, da winkte mich der General heran.

Die feine Dame gab mir etwas in die Hand und sagte: Bringt das Eurer Frau!

Ich machte kehrt marsch und eilte an das Land. Als ich das Papier aufmachte, waren es wahrhaftig 2 Taler. So kam ich mittags heim. Die Annegriet wußte nicht, was sie sah. Sie hat sich aber sehr gefreut, und als ich ging, da zog ich meinen Brust-

beutel und gab ihr noch 4 Taler und sagte: Da, Annegriet, — nun hast du noch was für den schlimmsten Fall. Dann mußte ich fort.

Rechtzeitig war ich in Koblenz, und es ging nach Böhmen. Bei Königgrätz habe ich mitgekochten und kam doch gesund nach Hause. Da waren alle munter. Keiner hatte daheim Not gelitten. Man sieht's, der alte Gott lebt noch!

Fest drückte ich dem Alten die Hand und wünschte ihm zum Abschied „Gute Nacht!“, und auf dem Heimwege ging mir's durch den Kopf:

„Der alte Gott lebt noch!“
„Wohl dem, der auch in diesen Tagen so sprechen kann!“

Am Bahnsteig

Vorstadtbahnhof.

Ueber die Schienen flackert der Schein der Bogenlampen, ruhelos, gespensterhaft, weit in die Nacht hinausgreifend. Seit Wochen kein rasender Schallzug, kein brausender Sang 'gen den Feind ziehenden Krieger, kein endloser Kanonentransport, kein rollender Güterzug mehr. Träumend schreitet das Schweigen über den eisernen Pfad.

Nur durch die Unterführung klingt der scharfe Schritt des wachenden Postens.

Im Bahnsteigwarterraum wohnt die Liebe. Um leere Operationstische sitzen die Pfleger des Roten Kreuzes. Alles liegt bereit: Verbandsklein, Instrumente. Nebenan dampft über lodern dem Herdfeuer stürzender Tranf. Berge belegter Brötchen liegen aufeinandergeschichtet, umrahmt von Kommissbrot, Zigarrenkisten, Weinflaschen. Durch die flinken Finger und die Strideisen der Pflegerinnen eilen die Wollfäden. Frieden . . . Frieden . . .

Der Signalmast knarrt. Fern glühen zwei Feuer- augen herüber. Ein Zug rollt ein. Sorasam, schonend. Er führt die verwundeten Söhne des Vaterlandes. Wo floß euer edles Blut? Auf dem Felde der Ehre. Wo brach eure Kraft? Brach? Nein! Denen dort mit verbundenen Köpfen und Armen und Schultern ist die Kraft nicht gebrochen. Aus den Augen glüht stolzer Germanentwille. Der Wille zum Sieg. Dort wird einer herausgehoben, im Lazarett verbunden. Eine Granate riß ihm das rechte Bein weg. Schmerz's sehr? „Ja, weil er nicht mehr zur Front zurück kann.“ Ein zweiter wird umgebettet mit schwerem Rüdenschuß. „Schreibt meiner Mutter einen letzten Gruß! Ich kann's nicht mehr. Schreibt ihr: Trauere nicht um deinen Sohn! Es war heilige Pflicht.“ Mit Körben eilen die Helferinnen an die Wagen vorbei, hineinreichend, was gewünscht wird: Brötchen, Obst, Zigarren, Wein, Kaffee, Tee, bis die Türen sich schließen.

Langsam dampft der Zug weiter ins Land hinein. Ade ade, ihr Heldensöhne. — Opfer des Krieges.

Wieder ein Zug. Die Wachtposten springen auf den Bahnsteig. Das aufgepflanzte Seitengewehr blüht im Bogenlicht. Aus den Fenstern schauen fremde, staunende Franzosengesichter. In ihren Blicken liegt bittere Enttäuschung: So stehen die deutschen Städte noch? Sind eure Dome noch nicht in Trümmer geschlagen? Was sie auf der Fahrt gesehen, hat ihre letzten Hoffnungen zerstört. Brot in diden Stollen und Wasser reichen die Pfleger hinein. Hier und da wird es zurückgewiesen, wo feindlicher Stolz sich bäumt. Gefangenelos!

Das ist der Krieg!

Majestätisch schreitet wieder die Einsamkeit durch die Hallen. Und ferne, ferne schmiedet der Krieg des Reiches Zukunft.

Splitter.

Ob einer als Narr gilt oder als Weiser, kommt nur auf die Zeit an, in der er lebt.

Die unangenehmsten Überraschungen sind oft jenen — auf die wir schon lange gefaßt waren.

Keines zu haben ist auch ein Prinzip.

Auf manche plötzliche Freude hat man jahrelang gewartet.

Den wahren Charakter mancher Weisen, erkennt man erst — wenn sie entgleiten.

Die heilige Familie,

das Vorbild der christlichen Familie.

Was hat der Krieg Gutes gebracht?

Auf dem schaurig großen Bild des Krieges, das wir vor unseren Augen sehen, gibt es neben den harten scharfen Konturen und dunklen Schatten auch viele helle Lichter, die wir nicht übersehen dürfen. So viel des Bitteren und Schweren der entfesselte Krieg uns gebracht hat und noch bringen mag, er hat auch Segen gebracht, dessen wir uns freuen dürfen.

Einmütig hat sich das deutsche Volk in der Stunde der Gefahr um seinen Kaiser geschart, ohne Unterschied des Stammes, der Konfession und Partei ist es seinem Befehle gefolgt, als er die waffenfähige Mannschaft unter die Fahnen rief. Die Befürchtungen, die man vielfach hinsichtlich der Haltung der Sozialdemokratie, der Polen und Elässer und Thüringer gehegt hatte, erwiesen sich als völlig unbegründet, und wenn das Ausland in dieser Beziehung sich Hoffnungen gemacht haben sollte, so sind diese Hoffnungen zumehr als trügerische Illusionen erwiesen. Nie war Deutschland einiger, nie die befehlshörigste Einheit an den Trägern der Kaiserkrone größer und allgemeiner als beim Beginn dieses Krieges. Man sieht und Vaterlandsliebe erstarrten wieder als leuchtende Sterne am Himmel des deutschen Volkslebens, dem sie zeitweilig wenigstens hier und da aufschwanden zu sein schienen. Das Vieh-ängeln mit ausländischem Wesen hat aufgehört, die französischen und englischen Firmenschilder u. Warenbezeichnungen werden zusehends seltener, das Deutschtum wird sich selbst bewußt. Wer sollte sich dieser entschlossenen Absage an die gedanken- und charakterlose Ausländerei, die soviel Unseren im Gefolge gehabt hat, nicht herzlich freuen? Mit wachsender Stärke reut sich in der Nation das Bewußtsein, daß wir ein großes Volk sind, dessen Eigenart nicht nötig hat, durch ausländischen Ansporn sich weltfremder zu machen. Aber noch weit erfreulicher ist es, daß die Nation in diesen schweren Zeiten sich so tief und lebendig wie nie zuvor als ein Volk von Brüdern fühlt. Dieses starke, tiefe Gefühl der Zusammengehörigkeit und wechselseitigen Hilfsbereitschaft kann man nicht schlichter und wahrer in Worte kleiden, als es ein ins Feld rüdender Landwehrmann am Hofhof einer großen Stadt angesichts der geschäftigen Eifers tat, womit ungezählte Hände für die Erquickung der Krieger sich mühten. „Sie opfern sich für uns“, bemerkte er zu einer Erfrischung spendenden Dame, „aber wir schlagen uns auch für Sie.“ So denken und empfinden alle, und dieses Gefühl ist es, was die Soldaten draußen im Feld zu heldenhafter Tapferkeit entflammt und die Zurückbliebenden zu den schwersten Opfern materieller wie persönlicher Art begeistert. Für die Pflege der Verwundeten wie für die Versorgung der Angehörigen unserer Krieger werden sich hilfreiche Herzen und Hände in solcher Zahl, daß es schwer wird, all dem offerwilligen Eifer der erhabenen Arbeitsfeld zu erschließen. Einfache Arbeiter erklären sich bereit, ein Viertel oder selbst ein Drittel ihres Verdienstes zu opfern, um die Not der Familien zu lindern, die der Krieg des Ernährers beraubt hat. Zahlreiche Arbeitgeber haben sich entschlossen, ihren zu den Fahnen gerufenen Angestellten und Arbeitern Gehalt und Lohn dauernd oder für längere Zeit ganz oder doch zu einem erheblichen Teile treiter zu zahlen. Dem Aufruf zur Hilfeleistung bei der Einbringung der Ernte wurde in einem Maße entsprochen, daß in kürzester Zeit das Angebot an Arbeitskräften die Nachfrage bei weitem überstieg. Das sind nur ein paar Stichproben, es wäre ganz unmöglich, auch nur in flüchtigster Kürze einen vollständigen Ueberblick zu geben über das grandiose Aufgebot werktätiger Caritas, das sich in diesen Tagen vor unseren bewundernden Blicken vollzieht. Gewiß hat die dunkle Flocke herzlosen Kalküls und selbstverächlicher Gewinnsucht, die sich nicht scheute, die erste Vermirung geschäftlich auszubeuten, nicht ganz gefehlt, auch Leute, die mit irdischen Gütern reich begabtet sind, von denen man am allerwenigsten eine so schnelle Gesinnung erwartet hätte, waren dabei vertreten, aber das verschwindet doch vor dem strahlenden Glanz der Bruderliebe, dieser köstlichen Edelreue des Christentums, die die Stunde der Not und Gefahr reichlicher, herrlicher als in Friedenszeiten gedeihen und reifen ließ.

Und auch der iralite Stamm, der diese Edelreue trägt, erlebt eine Phase schönen Wachstums und Gedeihens. Vom Ballon des Königsschlosses herab hat

Der Kaiser an die ihm stürmisch zuzuhenden Massen die erste Mahnung zum Gebet gerichtet: „Nun geht in die Kirche und betet, daß Gott unseren Waffen den Sieg verleibe!“ Und wie ist dieser Mahnung entsprochen worden! Unsere Beobachtungen beschränken sich naturgemäß auf unsere Glaubensgenossen. Wenn wir uns vergegenwärtigen, was wir in diesen Tagen schon geschaut und erlebt haben und noch immer erleben, dann müssen wir mit innigem Danke gegen Gott bekennen: Es lebt in unserem Volke noch sehr viel, überraschend, unerwartet viel von der alten Tiefe und Stärke des Glaubensbewußtseins, und selbst, wo es völlig erloschen schien, hat die Not der Zeit es neu entfacht. Manchem von uns wird es in diesen Tagen ergangen sein, wie einst Elias, als dem Verzagenden der Herr selbst verkündete, daß noch 7000 Männer in Israel ihr Knie nicht gebeugt hätten vor Baal (3. Kön. 19, 18). Welch ein Andrang zu den Kirchen, den Beichtstühlen, zum Tische des Herrn! Gotteshäuser, die sonst schlecht besucht waren, können die Scharen der Andächtigen kaum fassen, und es sind diesmal nicht bloß Frauen und Kinder, sondern Männer jedes Alters und Standes, im Bürgerrock und Uniform. Ein herrliches Beispiel gab n vor allem die einberufenen Reservisten, die zum schweren Kampf sich stärkten in innigem Gebet und andächtigem Empfang der heiligen Sakramente. Stellenweise vermochten die Beichtväter den Anforderungen kaum zu entsprechen. Wie viele, die seit Jahren abseits gestanden, sich jetzt mit Gott und der Kirche wieder ausgehört haben — Gott allein weiß es. Es war eine Volksmission allergrößten Stils, dieser Krieg, und von einem Erfolg gekrönt, wie er wohl nie einer Mission beschieden war. Manches Priesterherz wird in diesen Tagen einer religiösen Wiedergeburt unseres Volkes, die beispiellos dasteht, zu Gott aufgebuhelt haben wie einst David ansehts des begeisterten Eifers seines Volkes für das Heiligtum des Herrn: Dein Volk, das sich hier eingefunden hat, hab ich mit übergroßer Freude gesehen, ihr Gaben darzubringen; Herr Gott . . . bewahre in Ewigkeit . . . (1. Sam. 17, 45).

Ja, wir können nicht anders als hoffen und beten: Bewahre diese Gesinnung! Der Krieg war für unser Volk ein gewaltiger Weckruf zur Umkehr und Einkehr. — Gott sei Lob und Dank! — er ist gehört und verstanden worden. Es war hohe Zeit, daß es geschähe. Später wäre es vielleicht zu spät gewesen. Unser Volksleben wies seit Jahren eine brünstigste und große und noch stetig wachsende Zahl bedenklicher Niedergangerscheinungen auf. Der wirtschaftliche Aufschwung hatte durchaus nicht bloß erfreuliche Folgen gezeitigt. Der maßlose Aufwand, der unsinnige Luxus, die alle Schranken niederbrechende Genußsucht, der sittliche Verfall, wie er sich in der wachsenden Häufigkeit der Ehescheidungen, dem Geburtenrückgang, der horrenden Zunahme der öffentlichen Unsittlichkeit kundgab, vor allem der religiöse Niedergang, der weiteste Kreise des deutschen Volkes in seinen unheilvollen Bann gezogen hatte, das und vieles andere waren Verfallserscheinungen, die das Schlimmste befürchten ließen. Sollte es vermieden, sollte unser Volk aufgerüttelt, zur Besinnung gebracht werden, so bedurfte es einer Katastrophe von zerschmetternder Gewalt. Sie ist da! Der Krieg ist ein harter Lehrmeister, aber er ist ein guter Erzieher. Wie hat sich die gesamte Physiognomie selbst der leichtlebigen Großstadt geändert! Schon ein Blick auf die Plakatsäulen zeigt, daß man ernst geworden ist, und eine aufmerksame Beobachtung der Bevölkerung bestätigt durchweg diesen Eindruck. Man lernt wieder sparen, sich einschränken, arbeiten und vor allem beten! Das heilige Opferfeuer der Gottes- und Nächstenliebe, das in so vielen Häusern und Herzen erloschen war, der Krieg hat es wieder entzündet. Gewiß, der Krieg ist eine Zuchtrute Gottes. Aber wenn sie auch noch so wehe tut, wir haben allen Anlaß, zu sagen: Ich lobe dich, weil du mich gezüchtigt hast (Job. 11, 17). Wenn der Krieg unser Volk seinen Gott und sich selber wiederfinden lehrt, ihm eine dauernde religiöse und sittliche Erneuerung beschert, dann sind die Opfer, die es fordert, reichlich aufgewogen. Und wenn das deutsche Volk aus diesem Kampfe hervorgeht, arm vielleicht an Gütern der Erde, aber reich an Glaube, Gottesfurcht und sittlicher Kraft, dann bangt uns nicht um die Zukunft.

Näher zu Gott.

Das Aufwachen des religiösen Geistes im ganzen deutschen Volke ist eine der tröstlichsten Er-

scheinungen in diesem furchtbaren Kampfe um Deutschlands Dasein und Zukunft. „Der Krieg ist zu einer großen Mission geworden“, erklärte unangst ein katholischer Geistlicher; „der Krieg hat ungeahnte religiöse Kräfte geweckt“, ist der Inhalt eines Artikels im Protestantischen Blatte. „Unser Kaiser hat zu Beginn des Krieges in feierlichster Form sich und sein Volk unter Gottes Schutz gestellt, ihm gab er die Ehre in seinen Sieges-Telegrammen. Gott gebührt der Dank und die Ehre“, sagt der wackerer Heerführer im Osten, v. Hindenburg, der „Russenjäger“. Unsere tapferen Krieger stärkten sich vor dem Auszuge in die Schlacht durch die Segenskräfte der Religion, unsere Verwundeten ruhen in ihr den Trost in ihren Leiden. Ueberall ein Aufwachen des religiösen Lebens.

Aber auch die Daheimgebliebenen dürfen nicht nachlassen, auch ihrerseits Gottes Segen auf unsere Truppen herabzurufen. Näher zu Gott, muß es heißen für das ganze deutsche Volk. „Nun geht in die Kirche und betet“, hat unser Kaiser gerufen, geht in die Kirche und betet, mahnten unsere Bischöfe. Tausende beteten täglich dieses Gebot, und Tausende müssen sich immer wieder daran erinnern. Wer an der Kirche vorübergeht und nicht Zeit hat, einzutreten, verrichte im Geiste ein kleines Gebet für unsere Truppen. Wer die nötige Zeit dafür hat, kniee stürs in der Kirche nieder und sehe zu Gott, dem Schlachtenlenker, Wer Angehörige im Felde hat, möge sich ihnen geistig anschließen und mit ihnen aus dem Schlachtfelde mit den Waffen des Gebetes kämpfen. Ein verwundeter Major schrieb dieser Tage, wie sehr die kämpfenden Soldaten nach diesem Gebete verlangen. Wir alle wollen darum nicht aushören, während der ganzen Dauer des Krieges in demütigem Vertrauen und mit innigem Flehen uns an Gott zu wenden.

Und dann wollen wir dankbar der Heiden gedenken, die für uns und für den Schutz der Heimat den Soldatenmod starben. Das Gebet für die Seelentrübe der gefallenen Krieger ist eine der heiligsten Pflichten der Zurückgebliebenen. Je mehr wir uns von diesen erstarrten Gedanken durchdringen lassen, um so mehr wird auch unsere ganze Haltung und Auffassung dem Geiste der Zeit angemessen sein und um so mehr stellen wir mit unseren kämpfenden Truppen jene Einheit her, die für das ganze Volk eine Bürgschaft des glücklichen Ausganges ist. Verbannen wir aus unserer Mitte alle Leichtfertigkeit, eigen wir der Welt, wie atoh und ernst das deutsche Volk in dieser Schicksalsstunde bleibt.

Dann richten sich auch die Verwundeten, die jetzt in unseren Städten weilen, wieder um so freudiger auf, weil sie wissen, daß das ganze Volk mit ihnen treu zusammensteht, mit ihnen kämpft, bangt und hofft. Und wenn sie wieder zur Front zurückkehren, so tun sie das mit um so stolzerem Mut, weil sie erfahren haben, wie ganz Deutschland sie mit seiner ganzen moralischen und religiösen Kraft emporträgt und sie die Vertreter eines mächtigen und edlen Gesamtwillens sind.

Für uns!

Fern, ferne im Osten da gähnt ein Grab;
Da senkt man zu tausend die Toten hinab
Für uns!
Im Westen da ragt manch Kreuz schlicht und klein,
Da liegen sie stumm in langen Reihen
Für uns!
Und wo im Winde rauschet das Meer,
Da gaben sie freudig ihr Leben her
Für uns!
Sie opferten Zukunft und Jugendglück,
Sie lehren nie wieder zur Heimat zurück
Für uns!
Sie gaben ihr alles, ihr Leben, ihr Blut,
Sie gaben es hin mit heiligem Mut
Für uns!
Und wir? Wir können nur weinen und beten
Für sie, die da liegen bleich, blutig, zertreten
Für uns!
Denn es gibt kein Wort, für das Opfer zu danken,
Und es gibt keinen Dank für sie, die da sanken
Für uns!
Dieses Gedicht, von einem Obertertianer in Ehrentottenburg verfaßt, wurde der „Deutschen Tageszeitung“ zufolge bei einer Schulfeier für einen im Osten gefallenen Lehrer vorgetragen.